

Ludoviciana

1.6.07

1.9.07

Gießen

3

Sommer 1907

Justus Liebig in Gießen.

Ein Alchimist des sechzehnten Jahrhunderts hat für ein großartiges, der Forschung und dem Unterricht geweihtes sogenanntes Goldhaus die Baupläne entworfen und alle möglichen, die chemische Arbeit fördernden Einrichtungen ausgedacht; auch Säulengänge, Bäder, Weinkeller zur Rekreation der Laboranten, hatte er in Aussicht genommen. Wenn auch dieser Luxus fehlt, so dürften doch die für den chemischen Unterricht an unseren deutschen Universitäten errichteten Paläste selbst die kühnsten Träume des seligen Libavius übertreffen.

Wie unglaublich dürftig ist gegen das jetzige Gießener Laboratorium das Häuschen, das Liebig im Jahre 1825 zur Entfaltung seiner Tätigkeit als Ordinarius für Chemie angewiesen wurde. Es war das westliche der der ehemaligen Kaserne auf dem Seltersberg zu beiden Seiten vorliegenden Wachthäuschen, an Größe vollkommen gleich dem bis heute unverändert gebliebenen östlichen. Ueber einer Stiege war die Wohnung des Professors; das Erdgeschoß enthielt das Auditorium, das am Südende die ganze Breite des Baues einnahm, eine Waschküche und eine unheizbare Kammer; ein Raum von der Größe eines mäßig großen Wohnzimmers diente als Arbeitsraum für Lehrer und Schüler.

Ein mächtiger Fortschritt. Etwa ein Menschenalter zuvor (1785) war ein Gartenhäuschen im botanischen Garten zum chemischen Institut ernannt worden; seinen einzigen Raum, der zugleich als Auditorium und Laboratorium dienen, sowie Sammlung und Instrumente beherbergen mußte, hatte man mit einem chemischen Herd, mit Arbeitstisch und einigen Schränkchen versehen, und um dieses glänzend ausgestattete, mit jährlich 30 fl., schreibe dreißig Gulden, dotierte Institut hatten zwei der Chemie beflissene Professoren der Medizin in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts einen langen und heftigen Streit geführt! Das neue Laboratorium auf dem Seltersberg war dagegen Palazzo.

Treten wir ein in dessen „Arbeitsaal“. Wenn deine Nase sich an den heißen Dampf, deine Augen an den den Raum verdüsternden Nebel gewöhnt haben, so suchst du umsonst den Professor; es fällt dir nicht ein, daß es der jüngste der dort hausenden Gesellschaft sein könnte, und doch ist es so.

Am 22. März 1824 war der Pariser Akademie eine Abhandlung von Liebig und Gay-Lussac über die Zusammensetzung des Knallsilbers vorgelegt worden. Gay-Lussac muß wohl bei der gemeinsamen Arbeit die eminente Genialität und den zähen Fleiß seines jugendlichen Mitarbeiters erkannt und zu dessen unwiderstehlichem Feuereifer das vollste Vertrauen gewonnen haben, denn auf seine Veranlassung hin bemüht sich Alexander v. Humboldt dem jungen Landsmann den Eintritt in die akademische Laufbahn zu eröffnen. Durch Großherzogliches Dekret vom 26. Mai desselben Jahres wird der erst einundzwanzigjährige Liebig ohne Befragen der Fakultät lediglich auf Humboldt's Empfehlung zum außerordentlichen Professor bei der philosophischen Fakultät der Universität Gießen ernannt.

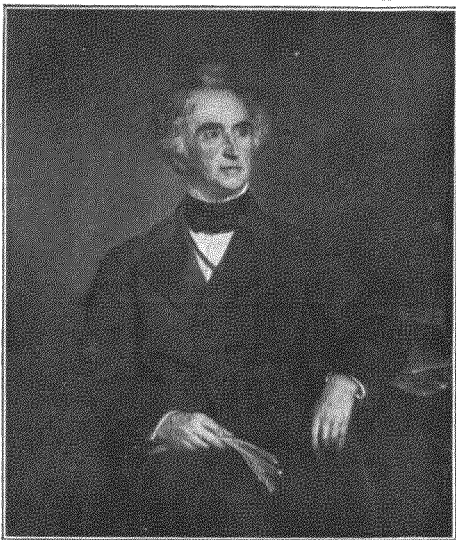
Ein Markstein in der Geschichte, nicht nur des chemischen, sondern des gesamten naturwissenschaftlichen Unterrichts: die Naturwissenschaft der Neuzeit faßt Fuß an den deutschen Universitäten; die Naturphilosophie, die so lange der Beteiligung Deutschlands an der Entwicklung der Naturwissenschaften und besonders der Chemie im Wege gestanden, erkennt, daß ihre Zeit vorüber.

Schon 1825 wird Liebig zum Ordinarius ernannt. Die Dürftigkeit des Laboratoriums — er mußte sich fast die gesamte Einrichtung aus eigenen Mitteln beschaffen — hält ihn nicht ab, sich alsbald eifrig in die Arbeit zu stürzen.

Auf das schmerzlichste hatte Liebig bei seinem eigenen Bildungsgang den völligen Mangel sackgemäßer Einführung in die chemischen Untersuchungs- und Arbeitsmethoden empfunden. Dessen eingedenk ist es das erste, was er als Professor vornimmt, daß er den praktisch chemischen Unterricht organisiert.

Anfänglich wenden sich diesem nur die studierenden Apotheker zu, danach kommt es im Großherzogtum Hessen als ein neu entdeckter Beruf auf, Chemie zu studieren. Bald auch wird das Gießener Laboratorium durch Liebig's epochemachende wissenschaftliche Arbeiten weltbekannt, und nun kommen Schüler aus aller Herren Ländern nach Gießen, um sich von Liebig in die Chemie einführen zu lassen.

Das kleine Laboratorium muß wiederholt vergrößert werden; 1835 wird ein neues Auditorium angebaut (die bei-



Justus Liebig, nach Trautschold, 1840.

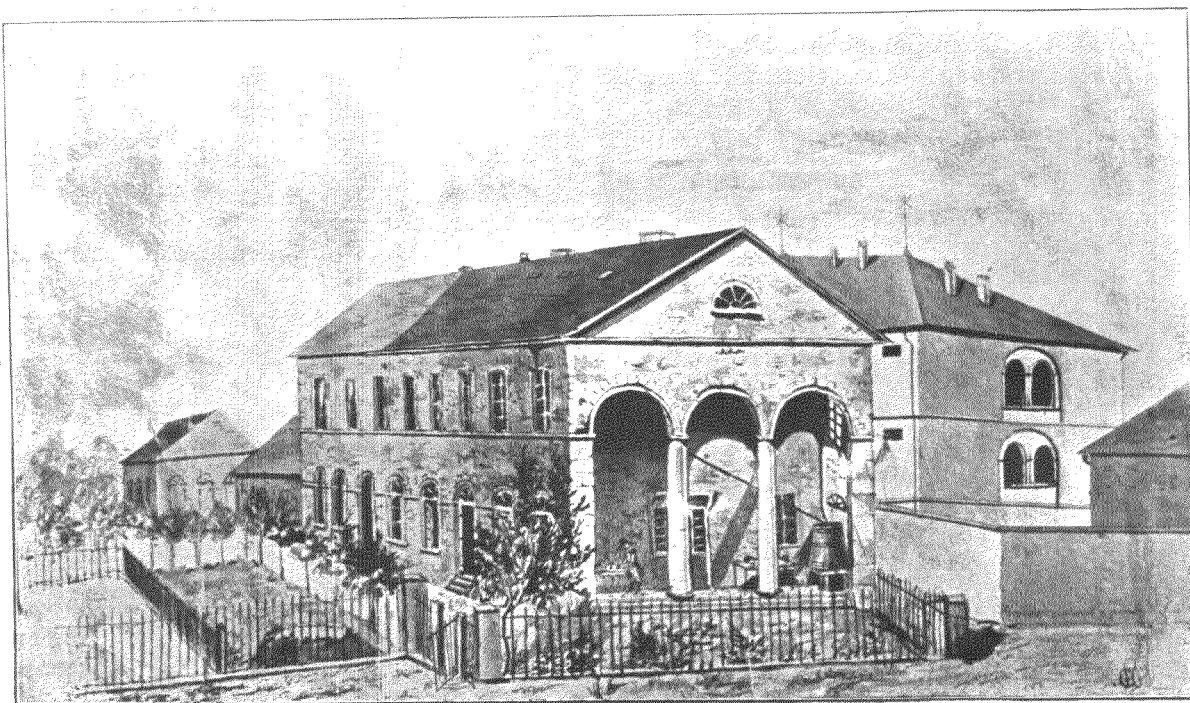
stehende Abbildung läßt deutlich diese erste Vergrößerung erkennen); 1839 wird dieses zu Privatlaboratorium und Sprechzimmer für den Professor umgebaut und senkrecht zu der Längsrichtung des alten ein neuer Bau, größer als der vorhandene, angefügt, ein kleines Laboratorium für Anfänger, ein geräumigeres für Vorgerücktere, zwei Nebenräume und ein neues Auditorium; dieser Neubau dient jetzt der Klinik für Wirtschaftsräume. So blieb das Laboratorium bis zur Erbauung des jetzigen Instituts an der Ludwigstraße.

Verglichen mit diesem ist das frühere auch in seiner vergrößerten Gestalt überaus dürftig, aber es ist die Mutter aller der prächtigen chemischen Institute wie wir sie jetzt an allen deutschen Universitäten haben, denn der Ruf des Gießener Laboratoriums zwang die anderen Universitäten nachzufolgen. Und nicht die Chemie allein hatte Vorteil von dem Gießener Laboratorium; dieses bildet vielmehr den Anfang der Universitätsinstitute für den praktischen Unterricht in den Naturwissenschaften überhaupt. Was der Chemie gewährt war und sich beim chemischen Unterricht bewährt hatte, das konnte man der Physiologie, Physik, Botanik, Mineralogie, Zoologie nicht vorenthalten. So darf das

stanz solche Schwierigkeiten bot, daß nur wenige Meister der Experimentierkunst sich an diese Aufgabe heranwagten, konnte jetzt jeder einigermaßen geübte Chemiker sich dem Ausbau der organischen Chemie zuwenden, die denn auch von da ab einen so raschen Aufschwung nimmt, daß sie bald die ältere Schwester, die anorganische Chemie, weit überflügelt.

In den dreißiger Jahren kommen dann die zahlreichen Arbeiten, die den Weltruf Liebig's begründen: über die Einwirkung des Chlors auf Alkohol und Aether, über die Zusammensetzung einer langen Reihe von Säuren und Alkaloiden, über die Oxydationsprodukte des Alkohols, die gemeinsamen Arbeiten von Liebig und Wöhler über das Radikal der Benzoesäure, über die Harnsäure u. a. m.

In seinen Arbeiten über die Konstitution des Aethers entwickelt Liebig die Radikaltheorie. Diese faßt die organischen Substanzen auf als Verbindungen von Atomkomplexen, die sich vollkommen analog den elementaren Atomen mit Elementen oder untereinander vereinigen; sie macht damit das chemische Verhalten der organischen Substanzen verständlich und bildet nächst der Elementaranalyse den fruchtbarsten Boden für die Entwicklung der organischen Chemie.



Liebig's Laboratorium. Nach einer Dilettantenzeichnung von 1835.

Gießener chemische Laboratorium als Beginn einer neuen Ära des Unterrichts in den Naturwissenschaften angesehen werden.

Die Arbeiten Liebig's in den ersten sieben Jahren seiner Tätigkeit in Gießen sind sehr mannigfaltig und betreffen fast alle Gebiete der Chemie. Hervorgehoben seien die Untersuchungen über Cyansäure, Knallsäure, Pikrinsäure, weil sie den literarischen Streit mit Wöhler veranlaßten, aus dem die bis zum Tode ungetrübte treue Freundschaft der Dioskuren unserer Wissenschaft erwachsen ist.

Das wichtigste Ergebnis dieser Epoche aber ist Liebig's organische Elementaranalyse, d. h. ein Verfahren zur Ermittlung des Gewichtsverhältnisses der in organischen Substanzen enthaltenen Elemente. Diese Ermittlung ist von um so größerer Bedeutung, als viele organische Substanzen aus den gleichen Elementen bestehen und sich in der Zusammensetzung nur durch verschiedenes Mischungsverhältnis von einander unterscheiden. Es ist nun Liebig nach vielen Versuchen gelungen, diese Art Analyse so zu vervollkommen und zu vereinfachen, daß sie weniger Erfahrung, Geschicklichkeit und Übung erfordert als eine Mineralanalyse. Während früher die Feststellung der Zusammensetzung einer organischen Sub-

stanz in seiner Untersuchung über die Konstitution einiger organischen Säuren bringt Liebig zum ersten Male den Unterschied zwischen Äquivalent- und Atomgewicht zum Bewußtsein; aus seiner Lehre von den mehrbasischen Säuren entwickelt sich die Vorstellung von der verschiedenen Äquivalenz oder Wertigkeit der elementaren Atome und der Bindung von Äquivalent durch Äquivalent, die noch heute unseren Vorstellungen von dem Aufbau komplexer Verbindungen zu Grunde liegt.

Neben dieser erstaunlichen Produktivität in experimentellen Arbeiten entwickelt Liebig eine außerordentlich rege schriftstellerische Tätigkeit; nachdrücklich hebt er die eminente Bedeutung der Chemie sowohl für die allgemeine Geistesbildung und die Entwicklung aller Zweige der Naturwissenschaften als für die Förderung des materiellen Wohlstandes hervor, auch scheut er sich nicht, den Regierungen ihre mangelhafte Fürsorge für den naturwissenschaftlichen Unterricht eindringlichst vorzuhalten. Durch fortgesetzte strenge Kritik sucht er die sehr herabgekommene chemische Publikation zu bessern, mit dem Erfolge, daß er die von ihm redigierten Annalen der Pharmazie bald zur angesehensten aller chemischen Zeitschriften erhebt. Natürlich verwickeln ihn

seine Kritiken vielfach in literarische Kämpfe, die er mit schonungsloser Schärfe und oft mit überschäumender Leidenschaftlichkeit durchführt.

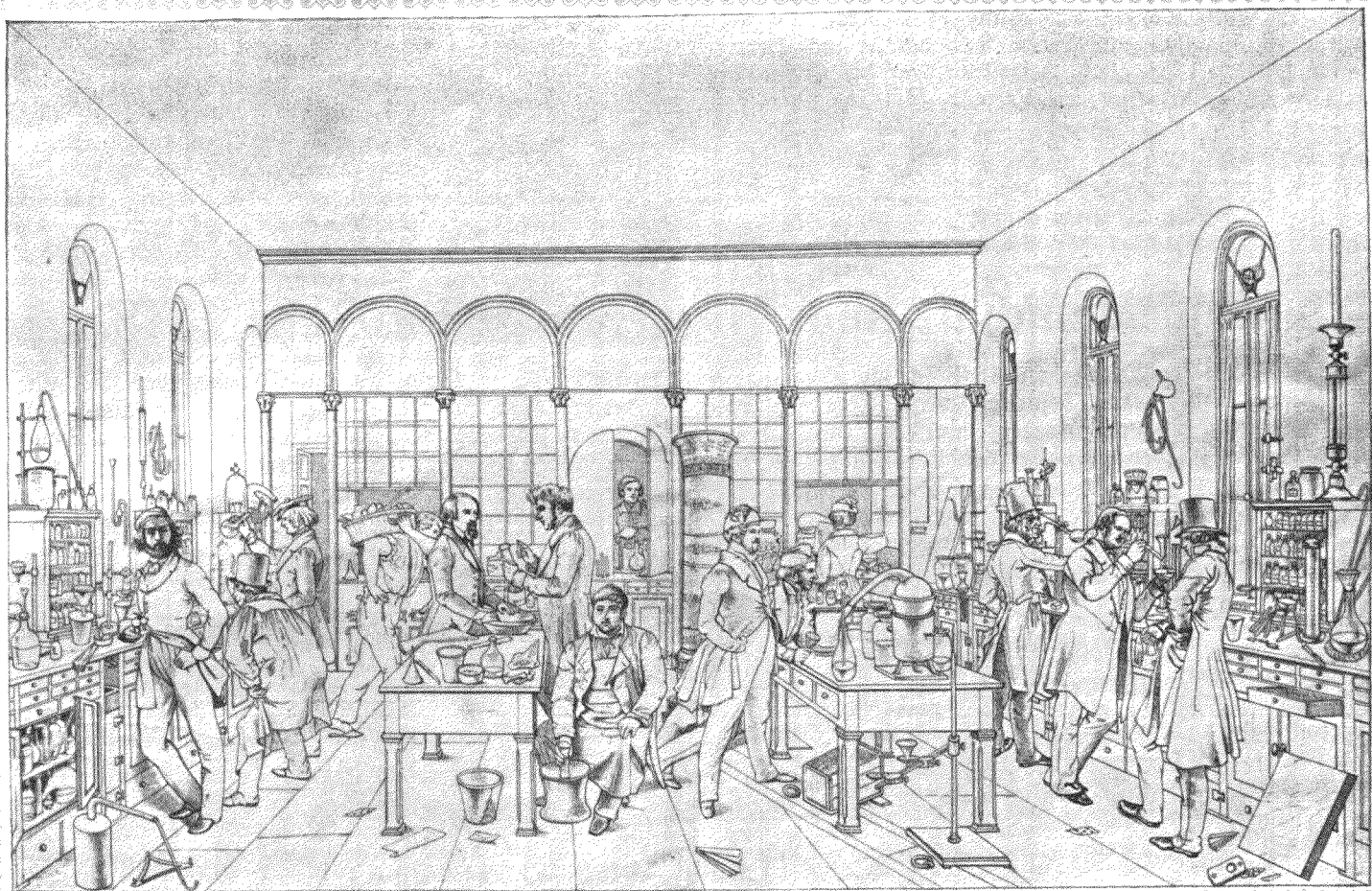
Am Ende der dreißiger Jahre auf der Höhe seines wissenschaftlichen Schaffens angelangt, wendet Liebig sein Interesse mehr den chemischen Vorgängen im pflanzlichen und tierischen Organismus zu. Die Grundzüge der Ernährung und des Stoffwechsels im pflanzlichen und tierischen Organismus hat Liebig dargelegt in den Werken „Die Anwendung der organischen Chemie auf Agricultur und Physiologie“ (auch kurzweg als *Agriculturchemie* bezeichnet), erstmalig erschienen 1840, „Die Tierchemie oder Anwendung der organischen Chemie auf Physiologie und Medizin“, erschienen 1842, und in den „Chemischen Briefen“, die zum ersten Male 1844 herauskamen.

Die *Agriculturchemie* hat, wie bekannt, den nachhaltigen

Auch im Laboratorium macht sich Liebig's Interesse für physiologische Fragen geltend. Da werden die verschiedenen Eiweißstoffe pflanzlichen und tierischen Ursprungs verglichen, ihr Verhalten gegen chemische Agentien wird eingehend untersucht, ebenso werden Blut, Fleisch, Fette, Galle, Magensaft, Harn, Kot teils durch Liebig selbst, teils von Schülern oder Assistenten chemisch bearbeitet.

Im Laboratorium ist ein Gewirr von Sprachen; neben Schülern aus allen Teilen Deutschlands finden wir Engländer, Amerikaner, Franzosen, Schweizer, Russen; Englisch herrscht vor.

Beim Arbeiten trägt man blaue Kittel, die gelegentlich auch in der Öffentlichkeit erscheinen, so wenn man schnell einmal Herrn Lenz auf dem gegenüberliegenden Loos'schen Bierkeller einen Besuch abstattet, oder sich an einem Fastnachtscherz beteiligt; sie verschaffen den Chemikern im Munde der Gießener den Namen *Blaufärber*.



Liebigs Laboratorium. Nach der Zeichnung Trautsholts und v. Ritgens. 1842.

sten Einfluß auf die neuere Landwirtschaft ausgeübt, sie hat die Gründung der landwirtschaftlichen Versuchsstationen veranlaßt und die Fabrikation künstlicher Düngemittel ins Leben gerufen, die jetzt alljährlich Produkte im Wert von mehreren hundert Millionen Mark erzeugt.

Die Tierchemie faßt, im Gegensatz zu den früheren unklaren Vorstellungen der Physiologen, die in den belebten Organen verlaufenden Prozesse der Verdauung, Aufsaugung, Blutbildung, Ernährung, Abscheidung, Bewegung als chemische und physikalische Vorgänge auf, die mit den gleichen Methoden verfolgt werden müssen, wie die Vorgänge in der unbelebten Natur. Ihr kommt das unschätzbare Verdienst zu, die Methoden der exakten Naturwissenschaften in der Physiologie zur Geltung gebracht zu haben.

Die chemischen Briefe, ein Muster populärer Darstellung, sollen dem Laien eine Vorstellung geben von der kulturellen Bedeutung der Chemie, sowie von den wichtigsten chemischen Vorgängen und dadurch sein Interesse für Chemie erwecken.

Die *Blaufärber* sind die vornehmsten Studenten, es sind viele darunter, denen das Geld locker in der Tasche sitzt. Abends 6 Uhr haben sie gemeinsames Mittagessen im Rappen, bei dem es hin und wieder sehr hoch hergeht. Doch fehlen auch nicht gefestete Herren, die, schon in Amt und Würden, dem Meister nur noch die Kunst wissenschaftliche Fragen zu stellen und zu bearbeiten absehen wollen.

Liebig muß anfänglich sich sehr einschränken. Mit 800 fl. Gehalt kann man keine Sprünge machen, zumal wenn der Familienzuwachs eine Aufbesserung nicht abwartet, und wenn die Bedürfnisse des äußerst kärglich dotierten Laboratoriums und die Ausgabe für einen Gehilfen die Einnahmen aus Honorar verschlingen.

Ungeachtet der Fülle der eigenen wissenschaftlichen Produktion und der im Laboratorium auf seine Anregung und unter seiner Leitung ausgeführten Arbeiten, der ausgiebigen literarischen Leistung, sowie des umfangreichen Briefwechsels wird man von staunender Bewunderung erfaßt. Wie war es möglich, daß ein Einzelnr das alles leistete!

Liebig's keineswegs kräftiger Körper war, durch diese leidenschaftliche Tätigkeit bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt, fast alljährlich dem Zusammenbrechen nahe. Klagen über den elenden Gesundheitszustand und ganz besonders über die erdrückende Last des Laboratoriumsunterrichtes bilden ein stehendes Thema in den Briefen an Freund Wöhler.

Es war denn auch wesentlich die Befreiung von dieser aufreibenden Pflicht, was ihn veranlaßte, 1852 einem Rufe nach München zu folgen, wo König Max einen Kreis geistreicher Gelehrten und Schriftsteller an seinem Hofe versammelte und man weniger auf Liebig's chemische Schule, als auf den anregenden, für den Kulturfortschritt Bahn brechenden Denker reflektierte.

Es wurde ihm gleichwohl recht schwer, die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit zu verlassen. In dankbarer Erinnerung an die Unterstützung, durch die ihm von der Großherzoglichen Regierung die Fortsetzung seiner Studien in Paris ermöglicht worden war, hatte er mehrere glänzende Berufungen, so 1839 nach Wien, bald darauf nach Petersburg und noch 1851 nach Heidelberg, an die Stelle des vom Lehramt zurückgetretenen Leopold Gmelin, abgelehnt.

Er glaubte sich verpflichtet, seine Dienste dem heftigen Staate zu widmen, fühlte aber, daß seine Kraft aufgebraucht und die Fortsetzung der anstrengenden Tätigkeit im Laboratorium ihm unmöglich sei.

Dazu kam wohl auch, daß König Max das lebhafteste Interesse für die Gewinnung Liebig's diesem in dringendster und liebenswürdigster Weise an den Tag legte, ein Interesse, das in schneidendem Gegensatz stand zu der Gleichgültigkeit, die das Ministerium in Darmstadt seinem Bleiben oder Gehen entgegenbrachte.

Nach München übergesiedelt nimmt Liebig an der Entwicklung der reinen Chemie keinen tätigen Anteil mehr. Er hatte genug getan. In der wissenschaftlichen Chemie, in Landwirtschaft und Physiologie ist noch heute sein Einfluß allenthalben fühlbar, und wenn zur Zeit Deutschland in der chemischen Industrie allen anderen Ländern voraus ist, so nimmt auch diese Entwicklung ihren Ausgang von dem kleinen Laboratorium auf dem Seltersberge.

Aus dem Ruhmeskranze, der heute das Haupt unserer alma Ludoviciana schmückt, leuchtet strahlend hervor der Name Justus Liebig.

Jacob Volhard.

Studentenschaft und Bürgergarde im Jahr 1848.

Die Revolution des Jahres 1848 ist im Großherzogtum Hessen ohne besondere Erschütterungen verlaufen, dank dem Entgegenkommen des Großherzogs Ludwig II., der den volksfreundlichen und volkstüm-

lichen Erbgroßherzog zum Mitregenten ernannte und Heinrich von Gagern an die Spitze eines liberalen Ministeriums berief. Diese Maßnahmen wirkten noch beruhigend nach, als an Stelle des bald zurückgetretenen Gagern der für demokratisch geltende Staatsrat Jaup die Leitung des Ministeriums übernahm,

die Demokraten aber durch seine Politik schnell enttäuschte.

In unserer Universitätsstadt war das politische Leben besonders rege. Hereingetragen durch die nach den Freiheitskriegen einsetzende burschenschaftliche Bewegung fand sich hier nicht nur unter den Studenten eine Tradition liberaler und demokratischer Ideen, auch in das Bürgertum war hauptsächlich durch Vermittlung der Turner ein Hauch freiheitlicher Gedanken gedrungen. Da der vornehmlich aus Beamten bestehende konservative Teil der Bevölkerung sich kräftig zur Wehr setzte, so mußte die Reibung beider Elemente Hitze erzeugen.

Der politischen Bekenntnisse gab es mancherlei, die sich in verschiedenen Vereinen äußerten. Im „republikanischen Verein“, dessen Namen schon sein Programm verrät, führten August Becker, der sog. „rote Becker“, dann die Studenten Rudolf Fendt und Karl Hillebrand das Wort. Der „Märzverein“ verlangte für jedes Land freie Bestimmung über seine Verfassung, republikanische Spitze für ganz Deutschland, Einschmelzung der kleinen Staaten. Im „Bürgerclub“ durfte jede politische Meinung vertreten sein, man hielt ihn aber auch der republikanischen Gesinnung für

verdächtig. Der „Demokratische Verein“ war die jüngste Gründung oppositioneller Farbe. Diesen vier stand als erhaltendes Element der „vaterländisch-konstitutionell-monarchische Verein“ (Vorsitzender Prof. Credner) gegenüber.



Eine freie Zeitung aus Hessenland.

Alle diese Vereine hielten bei jeder sich bietenden Gelegenheit Volksversammlungen, manche sogar, wie berichtet wird, in der Stadtkirche ab. Von Zeitungen erschien unter der Redaktion August Beckers, später R. Fendts, als erste auf dem Plan: „Der Jüngste Tag. Eine freie Zeitung aus Hessenland“, ein streitba-

res Blatt und der Schrecken der Regierungsbeamten. Eifrigste Mitarbeiter waren Rudolf Fendt und nächst ihm die Brüder Ludwig und Alexander Büchner. Im Januar 1849 erschien als Fortsetzung dieser Zeitung ein von Becker in gleichem Geist redigiertes Blatt unter dem Titel: „Wehr Dich! Organ der demokratischen Vereine Oberhessens und des Lahnwehrebundes.“ Die zweite demokratische Zeitung gaben seit dem 18. März Moritz Carriere und Carl Vogt im Ricker'schen Verlag heraus und hießen sie „Freie Hessische Zeitung“. Als Gegenstück erschien mit dem 1. Juni die „Hessische Volkszeitung, Organ des vaterländischen Vereins“. Den Meinungen aller Parteien standen die Beilagen des Brühl'schen Anzeigeblasses für die Stadt Gießen offen: „Der Deutsche Michel“ und die „Sprechhalle für zeitgemäße Mitteilungen“.

Ein beliebtes Mittel der Jünger unter den Demokraten, politischen Gegnern Mißfallen auszudrücken, bestand in Ragenmusiken, Vereatrufen und Fensterinwerfen. Am Abend des 3. März fand (aus welchem Anlaß wissen wir nicht) ein Spektakel dieser Art statt, der wohl ganz besonders stark gewesen sein muß, denn am folgenden Tag erließ der Bürgermeister Reiber folgenden durch klassische Kürze ausgezeichneten Aufruf:

„Die gestern Abend vorgefallenen höchst bedauerlichen Ruhestörungen in hiesiger Stadt machen es notwendig, daß zur Vermeidung von Excessen sich eine Bürgerwache constituire, weshalb diese Liste zur Unterzeichnung vorgelegt wird.“

Die Liste bedeckte sich schnell mit 377 Unterschriften aus allen Schichten der Bevölkerung einschließlich der Studentenschaft und des Lehrkörpers der Universität. Ein provisorisches Komitee, das die erste Organisation vorbereiten sollte, wurde noch am selben Tage gebildet. Ihm gehörten außer dem Gemeinderat u. a. an die Hofgerichtsräte Völker und Dr. Kraft, Forstmeister v. Busch, Dr. Soldan, die Professoren Wernher, Credner, Hillebrand, v. Ritgen und neun Studenten. Für die Nacht bestimmte das Komitee eine Wache von 50 Mann und übertrug das Kommando dem Forstmeister v. Busch. Dem demokratischen Prinzip entsprechend wählte die Wachmannschaft selbst die Unterführer. Am 5. März schon belief sich die Zahl der Eingetretenen auf 1200. Als Oberst dieser Schar wurde der Professor Karl Vogt durch die Mannschaft gewählt, als sein Stellvertreter und Oberstleutnant der Buchsenmacher Großmann.

Am die Spitze der neuen „Bürgergarde“ trat der sog. „Generalrat“, der aus je einem Vertreter der Kompagnien bestand und dem der Bürgermeister, sowie Oberst und Oberstleutnant angehörten. Als erster Präsident wurde der Gymnasiallehrer Dr. Soldan gewählt, als erster Schriftführer protokollierte der stud. jur. R. Fendt. Der Generalrat regelte alle Verhältnisse des Korps, nur die rein militärischen Angelegenheiten blieben dem Oberst allein überlassen.

Der Zweck der Garde war keineswegs ein revolutionärer. „Die Bewegungen einer großen Zeit haben auch unsere Stadt mächtig ergriffen“ heißt es in einer Eingabe um Ueberlassung von Gewehren, die an das Ministerium abging. „Die Befürchtung, daß Erschütterungen dieser Art leicht Unordnungen veranlassen könnten, war die Veranlassung, daß sich zu deren Abwehr und Aufrechterhaltung geselliger Ordnung und Sicherheit mit Zustimmung des Großh. Kreisrats . . . eine Bürgergarde gebildet hat.“ Sie wurde als Ersatz der allgemeinen Volksbewaffnung angesehen, deren Proklamierung durch ein Gesetz man erwartete. Die Ausrüstung war zunächst sehr mangelhaft. Jeder brachte an Waffen mit, was er hatte, alte Büchsen, Säbel, Hirschfänger. Die Stadt gab leihweise her, was noch an Schießgewehren im Rathaus vorhanden war. Dann schickte die Regierung auf Bitte der Garde 130 Karabiner, die sie später wieder einforderte. Das alles aber genügte nicht, auch eine Sammlung freiwilliger Beiträge hatte wenig Erfolg. Endlich schaffte der Gemeinderat vorlagsweise — denn jeder Gardist mußte seine Waffe selbst stellen — die nötigen Gewehre an.

Die Abzeichen der Garde bestanden anfänglich in einer rotweißen Armbinde, die Offiziere trugen Schärpe und Säbel. Später wurden grüne Kittel, seit 1849 aber eine richtige Uniform getragen mit schweifgeschmückten Kappis, von denen einzelne noch im Museum des Oberhessischen Geschichtsvereins aufbewahrt werden. Auch die am 17. September 1848 geweihte Fahne, ein Prachtstück, ist dort zu sehen.

Der Eintritt in die Garde war nach den Statuten freiwillig, „doch wird erwartet, daß kein Waffenfähiger im Alter vom 21. bis zum 50. Lebensjahre . . . sich ausschließen . . . werde“. Gleich darauf heißt es weiter: „wer ohne hinreichenden Grund den Eintritt verweigert, oder

wieder austritt, den richtet die öffentliche Meinung.“

Zu den unfreiwillig-freiwillig Eintretenden gehörten alle politisch Gemäßigten, die nicht als „Dunkelmänner“ gelten wollten. Unter ihnen eine Anzahl Professoren der Universität. Während Männern wie Vogt und Carriere der Eintritt leicht wurde, mochten andere wie Credner und Liebig sich nur schwer dazu entschließen. Trotzdem haben sie tapfer mitgezogen. Credner, der Mitglied des Generalrats war, wird uns von einem Augenzeugen ergötlich geschildert, wie er im Frack und in sehr engen und kurzen hechtgrauen Hosen, den Zylinder auf dem Kopf, sich mit dem Gewehr abschleppte. Doch das Aussehen mag er mit anderen gemeinsam gehabt haben. Des Obersten Vogt Reiterfigur soll auch keine glänzende gewesen sein. Außer den Genannten treten in den Akten die Namen der Dozenten Kopp, Knapp, Wernher, Julius Hillebrand, Winther, Hermann Hoffmann, Wetter auf. Der Professor Bardeleben war Hauptmann, später stellvertretender Kommandeur, endlich sogar Präsident des Generalrats, bis er im Herbst 1849 einem Ruf nach Greifswald folgte. Leutnant in seiner Kompagnie war Professor Heinrich Will. Dessen Kollege in der philosophischen Fakultät, der Forstmann Zimmer, kommandierte die 1. Kompagnie Seltersberg, der Veterinärmediziner Vir brachte es gleichfalls zum Hauptmann.

Mit ungleich größerer Begeisterung beteiligten sich die Studenten, wie am politischen Leben überhaupt, so anfänglich auch an der Bürgergarde. Ihre überwiegende Mehrzahl trat in deren Reihen, nicht wenige wurden zu Offizieren und Unterführern gewählt. Es gab ganze Rotten, wie die 1., 3. und 5. vom Walltor, die fast nur aus Studenten bestanden und auch von Studenten geführt wurden. Dieser Umstand mag zu dem Irrtum Veranlassung gegeben haben, daß eine eigene „akademische Legion“ gebildet worden sei. Wohl war ihre Errichtung beabsichtigt, sie scheiterte aber an der demokratischen Verfassung der Bürgergarde, die die Absonderung einzelner Stände nicht gestattete. Aus diesem Grunde wurde auch die Bil-



Dr. Soldan.

dung einer Turner- und einer Scharfschützenkompagnie durch allgemeine Abstimmung abgelehnt.

Indessen standen nicht alle Studenten auf unbedingt demokratischem Boden. Zwar war der S. C., wie die Korpsgeschichte der Hassia berichtet, stark „von den politischen Gleichheitsideen beeinflusst“, und namentlich die Teutonen waren von der Unzulänglichkeit der S. C.-Verfassung überzeugt. Dagegen zeigten die Hessen, welche während des ganzen Sommer-Semesters aus ihrem Verband ausgetreten waren, wenig Neigung, „dem Geiste der Zeit viel Konzessionen“ zu machen. Dennoch traten sie Mann für Mann in die Bürgergarde ein und taten mit der weißen Mütze auf dem Kopfe ihren Dienst. Sie wollten patriotischen Sinn betätigen, nur bei Wenigen trat leidenschaftlichere Teilnahme an den revolutionären Vorgängen zutage.

Mit den Studenten kam aber auch ein Element des Widerspruchs in die Garde. War es ohnehin schwer in einer auf dem Grundsatz der Gleichheit aufgebauten militärischen Organisation die Disziplin aufrecht zu erhalten, so wurde dies fast zur Unmöglichkeit gegenüber einer Schar selbstbewusster Angehöriger eines bevorrechteten Standes, die zudem stets zu Neckereien und Schabernack aller Art geneigt waren. Reibereien konnten nicht ausbleiben, namentlich da die Studenten oft genötigt waren, gegen augenblicklich nicht im Dienst befindliche Kommilitonen einzuschreiten. Da politische

Tumulte nicht vorfielen, so wurde die Wache zur Verhinderung von Ruhestörungen anderer Art gebraucht, oder richtiger mißbraucht. Die aber, die die Nachtruhe friedlicher Bürger störten, waren gewöhnlich Studenten, deren Tatendurst die festgesetzte Polizeistunde ein Ziel nicht zu setzen vermochte. Die drei Gießener Polizeidiener hatten keine Gewalt über den akademischen Bürger, und die Pedelle waren nie da, wo man sie brauchte. Da wurde denn die Hilfe der Bürgerwache angerufen. Bei den vorgenommenen Verhaftungen kam es dann zu unliebsamen Auftritten und nachher zu Beschwerden über das Verhalten der Offiziere. So beschwerten sich der stud. jur. E. Rekulé und der stud. phil. Otto Buchner über das barsche Auftreten des Obersten Vogt, der Rekulé über Nacht im Arresthaus einsperren wollte. Beide Missetäter waren nämlich verdächtig, dem Torwart des Selterstores das Licht aus der Laterne genommen zu haben. Durch derartige Vorkommnisse bildete sich schnell ein Gegensatz zwischen den Studenten und der Bürgergarde heraus, der immer mehr Studenten zum Austritt veranlaßte, bis schließlich keiner mehr der Garde angehörte. Die Ausgetretenen verhöhnten die Gardisten, stellten sich vor die Wache, die sich im Rathaus befand, und riefen „Zwiebelgarde, Knüppelgarde, Räsgarde heraus!“, ahmten die Kommandos nach, zählten zum Marschieren eins, zwei, eins, zwei, und was dergleichen Ullt mehr war. Leider arteten diese Neckereien zu Beleidigungen, schließlich gar zu Tätlichkeiten aus.

Am 18. Mai hatte der Oberst Vogt sein Kommando niedergelegt, weil er in das Frankfurter Parlament gewählt worden war. Die Führung übernahm der Oberstleutnant Großmann, ohne in dessen feinen Rang zu verändern, da man wegen des in Kürze erwarteten Volksbewaffnungsgesetzes auf die Wahl eines Obersten verzichtet hatte; als Stellvertreter des Kommandierenden war der energische Hauptmann Bardeleben gewählt worden.

Unter Großmanns Kommando spitzten sich die Verhältnisse immer mehr zu. Innerhalb der Bürgergarde selbst wurden Stimmen gegen die Polizeidienste laut, die man verrichtete, und bei den Studenten war Großmann gänzlich unbeliebt. Ein einziges Mal während dieser Zeit scheint die Bürgergarde bei einer aus politischem Anlaß entstandenen Ruhestörung eingegriffen zu haben. Das war nach der großen Volksversammlung, die bei Großen-Linden am 2. Juli abgehalten worden war. Dort war es zu tumultuarischen Szenen gekommen, die sich am Abend in Gießen fortsetzten. Rakenmusikern wurden gebracht und Fenster eingeworfen. Aber auch dieser Tumult verlief verhältnismäßig harmlos. Es war kein Konflikt zwischen den Studenten und der Bürgerwehr, da unter den Tumultuanten andere Elemente in der Mehrzahl waren. Wenige Wochen später schien sogar eine Annäherung der entzweiten Parteien stattzufinden, und es verlautete, die Studenten wollten wieder in die Bürgergarde eintreten. Aber es sollte anders kommen. Ein an sich geringfügiger Vorfall wurde die Ursache eines Kampfes zwischen Studenten und Bürgergarde, der schwere Folgen hatte und unseren Straßen für eine Nacht das Aussehen einer im Aufruhr begriffenen Stadt verlieh.

Am Abend des 30. August waren die Offiziere der Bürgergarde im Leib'schen Saale versammelt, um über die bevorstehende Fahnenweihe zu beraten. Als sie gegen 10 Uhr die Versammlung verließen, hörten sie auf der Straße den Ausruf: „Burschen heraus!“ und erfuhren auf ihre Frage, ein Student sei von einer Patrouille schwer verwundet und zur Rathauswache gebracht worden, wo er gefangen gehalten werde. Richtig war, daß der Student Ewaving, ein Holländer, in Begleitung einer Militärperson

Anfug verübt und ein paar Frauenzimmer stark belästigt hatte, von einer Patrouille verfolgt, mit dieser handgemein geworden und im Kampfe durch Säbelhiebe am Kopf verwundet worden war. Die Patrouille konnte ihn erst mit Hilfe von Verstärkung verhaften und zur Wache bringen. Auf dem Wege nach dem Rathaus ließ er anhaltend den Ruf „Burschen heraus!“ erschallen, der dann allwärts von anderen Studenten aufgenommen wurde. Als die Offiziere vor das Rathaus kamen, fanden sie dort eine große Zahl mit Schlägern bewaffneter Studenten versammelt, die erregt die sofortige Freigabe Ewavings verlangten. Der wachhabende Hauptmann, Professor Zimmer, begab sich mitten unter sie und versicherte, Ewaving solle nur erst verbunden und dann sofort freigelassen werden. Aber, sei es, daß er nicht verstanden wurde, oder daß man ihm nicht glaubte, die mehr und mehr anwachsende und durch den aufreizenden Ruf eines Studenten aus dem Rathausfenster erbitterte Menge versuchte das Rathaus zu stürmen, dessen Halle von der Wache mit dem Bajonett verteidigt wurde. Da ließ der Oberstleutnant Großmann Generalmarsch schlagen, und in kurzer Zeit sammelte sich die ganze

Bürgergarde auf dem Marktplatz. Von der Mäusburg her bildeten die Kompagnien einen Halbkreis vor dem Rathaus und räumten nach mehrmaliger erfolgloser Aufforderung durch langjames Vorrücken den Platz in der Richtung nach der Kirche zu. Dort, am Eingang der Schloßgasse, empfing die Gardisten ein Steinhagel, aber die Mannschaften, ohne selbst anzugreifen, harrten aus, obgleich mehrere von ihnen verwundet zu Boden sanken. Endlich, als die Entrüstung der Gardisten über ihre erzwungene Untätigkeit allzustark geworden war, wurde der Befehl zum weiteren Vorrücken gegeben, aber am Lindenplatz sperrte eine Barrikade von zusammengeschobenen Wagen den weiteren Vormarsch. Großmann schickte darauf Abteilungen über den Brand durch die Brau- und die Brandgasse, um die Barrikade zu umgehen, aber eine der vorgeschickten Kompagnien fand auch die Brandgasse am Bäcker Löberschen Hause durch eine Barrikade gesperrt



Karl Vogt.

und ward ebenfalls mit Steinwürfen begrüßt. Während sie noch unentschlossen mit Gewehr bei Fuß hielt, fiel jenseits aus der Gegend des Alsterwegs ein Schuß. In der plötzlich eingetretenen Stille drang die Kompagnie, voran der Bauaufseher Naumann, durch eine Lücke der Barrikade und fand den eben zusammenbrechenden Studenten Pfammüller, einen Fuchs der Hassia, dem die Kugel durch den Unterleib gedrungen war. Außer dem Verwundeten war niemand zu sehen. Er wurde aufgehoben und in das nahe Gasthaus zum Schwanen gebracht, wo er nach einer halben Stunde verschied. Als das Unglück geschehen war, hatte auch der Tumult sein Ende erreicht. Ungehindert konnten die Kolonnen nach Wegräumung der Barrikaden zum Marktplatz zurückmarschieren. Noch in der Nacht nahm der Generalrat die Hauptzeugen der Vorgänge zu Protokoll.

Der Studentenschaft aber bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung. Am nächsten Tage hielt sie eine allgemeine Versammlung ab und verlangte „1. die Aufhebung des Rechtes der Polizeigewalt seitens hiesiger Bürgergarde, 2. die augenblickliche Entfernung des Herrn Großmann von der Spitze eines bewaffneten Korps.“ Sie drohte, die Universität in Verruf zu erklären und den Großherzog um deren Verlegung zu bitten, falls ihren Forderungen nicht binnen dreier Tage entsprochen würde. Endlich wurde verlangt, daß die Bürgerwache in der nächsten Nacht weder Patrouillen schicke, noch überhaupt Nachtdienst verseehe. Dieses letztere Verlangen wurde angesichts der furchtbaren Erregung sofort erfüllt. Nach längeren Verhandlungen,

die für die Studenten der Präsident des Ausschusses, stud. jur. Moriz Bardeleben, führte, gab sich in betreff der übrigen Forderungen die Studentenschaft mit der Erklärung zufrieden, daß Großmann einstweilen suspendiert und die von ihr gegen den Oberstleutnant und andere Bürgeroffiziere erhobenen Beschuldigungen mit möglichster Beschleunigung einem Strafgericht der Bürgergarde unterbreitet werden sollten. Das Strafgericht trat auch zusammen, die Zeugenaussagen aber ergaben mit Sicherheit, daß die Anklagen unbegründet waren. Es wurde insbesondere festgestellt, daß die Offiziere nirgends ihre Befugnisse überschritten hätten, vielmehr mit größter Schonung vorgegangen seien. Und wenn harte Worte und selbst Siebe fielen, so hatten die Studenten sicherlich kein Recht, sich darüber zu beklagen, nachdem sie den ersten Angriff gemacht hatten. Eine andere Frage ist allerdings die, ob dieser und alle früheren Zusammenstöße nicht hätten vermieden werden können, wenn die Bürgergarde nicht als Polizeitruppe verwendet worden wäre. Das aber ist geschehen trotz aller Ablehnungen. Die Verwaltungsbehörde hätte es verhindern müssen; statt dessen verlangte sie geradezu von der Bürgergarde diese Dienste, indem sie Uebertretung der Polizeistunde und Laternenauslöschten für „gravere Vergehen“ erklärte. In diesen Verhältnissen ist die eigentliche Ursache der „bedauerlichen Auftritte“ zu suchen.

Wer den unglücklichen Schuß abgefeuert hat, ist niemals aufgeklärt worden, obgleich sich natürlich die Gerichte mit der Sache befaßten. Sicher ist, daß die Bürgergarde Tags vorher zwar neue Gewehre, aber noch keine Zündstifte erhalten hatte. Nur wenige Gewehre waren gebrauchsfähig, deren Träger aber konnten ihre Nichtschuld nachweisen.

Hiermit schließen die Alten ihre Nachrichten über das Verhältnis der Studenten zur Bürgergarde. Das Semester war zu Ende, die meisten verließen die Stadt, und als sie im Beginn des Wintersemesters wiederkehrten, war die Bewegung schon in der Abnahme. Die Regierung hatte mit Erfolg den Kampf gegen die revolutionären Himmelsstürmer aufgenommen. Gegen die frühere Zaghaftigkeit der Behörden stach die Sprache, die das Ministerium Jaup gegen die Gießener Unzufriedenen führte, auffallend ab. Hier waren nach dem Frankfurter Septemberaufstand Verhaftungen vorgenommen worden, und der Regierungsdirigent Rüdler hatte Dragoner in die Nähe der Stadt beordert, weil er Versuche zur Befreiung der Gefangenen befürchtete. Eine gewaltige Aufregung und Entrüstung war die Folge. Stadt und Bürgergarde schickten eine Deputation an den Großherzog mit der Bitte um Abberufung Rüdlers. Da aber las Jaup dem Gemeinderat derb den Text. Er hatte allerdings wenig Ursache, auf Gießen, wo man mehrmals seine Entlassung gefordert hatte, gut zu sprechen zu sein. Allein, daß er die Stadt andauernden ungesetlichen Verhaltens beschuldigte, fand in der Öffentlichkeit verdiente Zurückweisung.

Heute betrachten wir das Chaos jener Tage mit kühlerem Blick. Wir dürfen uns freuen des Idealismus unserer Väter, die Gut und Leben für ihre Ideale einzusetzen bereit waren, über Torheiten aber und Lächerlichkeiten muß unser Urteil milde sein. Denn wir wissen, daß das Jahr 48 notwendig war für die freiheitliche Entwicklung, die unser Staatswesen genommen hat.

Karl Ebel.



Die neuen medizinischen Institute der Universität Gießen.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutete für die Medizin eine Zeit raschster Entwicklung, ungeahnter Erfolge, nicht nur auf dem Gebiete theoretischer Erkenntnis, sondern ganz besonders auch auf dem der therapeutischen Möglichkeiten.

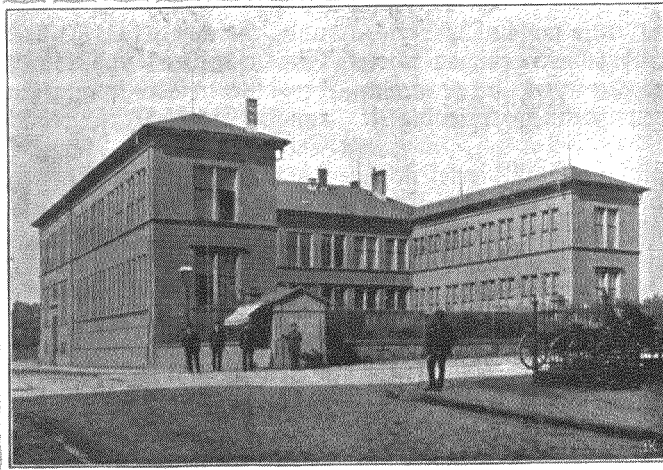
Die Errungenschaften dieser Zeit haben die Heilkunde teils in neue Bahnen gelenkt, teils ihr völlig neue Gebiete erschlossen. Die Erkenntnis von der Pathogenität bestimmter Keime hat auf allen Gebieten der Medizin umwälzend gewirkt. Sie brachte die antiseptische und aseptische Wundbehandlung, die die früher so große Gefahr der Wundeiterung auf ein geringes Maß reduzierte; es verschwand die enorme Sterblichkeitsziffer im Wochenbett, der man in vorantiseptischer Zeit ratlos gegenüber gestanden hatte. Es eröffneten sich dem Operateur Aufgaben, an die er sich unter den früheren Bedingungen niemals hätte heranwagen können, die ihm heute unter dem Schutze der Asepsis und begünstigt durch die Vervollkommenheit der Narkose und der Lokalanästhesie als etwas Selbstverständliches erscheinen. Die Entdeckung der spezifi-

schen Erreger bestimmter Krankheiten lehrte uns die exakte Diagnose und Therapie der Diphtherie, lenkte die Bekämpfung der so enorm wichtigen Tuberkulose in neue, aussichtsvollere Bahnen und läßt die Möglichkeit einer spezifischen Behandlung auch anderer Infektionskrankheiten erhoffen, zum Teil schon als Tatsache betrachten.

Reiche Hilfsmittel haben sich vor allem auch der Diagnostik eröffnet; ihre alten Methoden wurden ergänzt und vervollkommen durch den intensiven Ausbau unserer histologischen Kenntnisse, der seinerseits erst durch die rapide Verbesserung der mikroskopischen Technik ermöglicht war, durch die allgemeine Einbürgerung bakteriologischer Untersuchung, durch die Entdeckung des Augenspiegels, durch die diagnostische Verwertung der Röntgenstrahlen, durch die Laryngoskopie, Cy-

stoskopie und viele andere für die Medizin heute unentbehrliche Hilfsmittel.

Der völlige Umschwung in den theoretischen Anschauungen und die Vervollkommenheit ärztlichen Wissens und Könnens, die das Produkt dieser erfolgreichen Periode sind,



Anatomie.

stellten Staat und Gemeinde in einer früher nicht geahnten Weise immer dringender vor die Aufgabe, die Fortschritte ärztlicher Kunst zu fördern und sie nach Möglichkeit der Gesamtheit zu gute kommen zu lassen. In der Tat bildet diese Aufgabe zweifellos heute eine der wichtigsten und dankbarsten Pflichten des Staates auf dem Gebiete sozial-politischer Gesetzgebung.

Es ist oft — und namentlich auch von Ausländern — anerkannt worden, wie sehr gerade die deutschen Staaten sich dieser modernen Forderung im eigensten Interesse bewußt geworden sind und wie sie stets — oft unter erheblichen Opfern — erfolgreich bemüht sind, derselben gerecht zu werden. Die vielfach als mustergiltig bekannten, staatlichen und städtischen medizinischen Institute sind der deutlichste Beweis dieser Bestrebungen.

Unsere Universität, die seit ihrer Gründung vor 300 Jahren eine medizinische Fakultät besitzt, hat entsprechend diesem rapiden Aufschwung der Medizin eine bedeutende Vervollkommenung ihrer medizinischen Institute erfahren müssen, um modernen Anforderungen gerecht werden zu können. Um den Unterschied, der zwischen einst und jetzt auf diesem Gebiete an unserer Universität besteht, zu über-

beiden Disziplinen dem pathologisch-anatomischen und dem physiologischen Institut als Stätte dienen mußte.

Naturgemäß brachte es das rapide Anwachsen der Krankenziffern an den Kliniken der Universität mit sich, daß zuerst die Krankenhäuser einer Erneuerung bedurften, während die theoretischen Institute zunächst zurücktreten mußten.

Zuerst bezog im Jahre 1890 die Frauenklinik ihr neues Heim, das gegenüber dem unzureichenden, 1814 eingerichteten Hause in der Senckenbergstraße einen großen Fortschritt bedeutete, aber schon im verfloßenen Jahre infolge des stetigen Anwachsens der Frequenz (1906: 500 klinische, 100 poliklinische Geburten, 900 klinische, 1900 poliklinische gynäkologische Fälle) einen erheblichen Ausbau notwendig machte.

Fast zur gleichen Zeit ward die neue medizinische Klinik fertiggestellt, baulich besonders ausgezeichnet durch ihre ungewöhnlich großen luft- und lichtreichen Krankensäle, deren jeder auf einen großen Balkon mündet. Die Klinik umfaßt, einschließlich der Cholera-, Diphtherie- und Scharlachbaracke, etwa 200 Betten und ist durch Erweiterungsbauten in letzter Zeit mit reichlicheren Laboratoriumsräumen, einer vorzüglichen Einrichtung für Röntgen-Untersuchung



Medizinische und Frauenklinik.

schauen, brauchen wir nicht — wie es heute wohl naheliegt — um 300 Jahre zurückzugehen; drei Jahrzehnte genügen schon um einen Gegensatz zu konstruieren, der uns heute kaum glaublich erscheint und der der zielbewußten Opferfreudigkeit unserer Zeit alle Ehre macht.

Wer heute das ausgedehnte, südliche Stadtviertel sieht, das mit den weit angelegten Neubauten der chirurgischen und der medizinischen, der Augenklinik und der Frauenklinik, des hygienischen Instituts, des Instituts für pathologische Anatomie, dem Gebäudekomplex der psychiatrischen Klinik eine Stadt für sich zu bilden scheint, in freier gesunder Lage, auf aussichtsreicher Höhe, hinausgehoben über den Lärm und Staub der Geschäftsstadt, der wird diesem Ergebnis einer kaum zwei Dezennien erfordernden Entwicklung seine Anerkennung nicht versagen können. Raum glaublich klingt es uns heute, daß in der alten Kaserne an der Liebigstraße bis zum Jahr 1890 die chirurgische, ophthalmologische und medizinische Klinik vereinigt waren, daß bis zu dem gleichen Jahre die Frauenklinik nur das kleine, alte Gebäude an der Senckenbergstraße zur Verfügung hatte, in dem zur Zeit das physiologische Institut provisorisch untergebracht ist; daß das Gebäude an der Bahnhofstraße, welches jetzt nur unvollkommen für die Zwecke des anatomischen und des zoologischen Institutes ausreicht, noch bis zum Jahr 1890 außer diesen

und -therapie, sowie für Orthodiagraphie versehen worden. Ein besonderes physikalisch-therapeutisches Institut, das 1906 der inneren Klinik angegliedert wurde, ist mit allen Einrichtungen für Kohlensäurebäder, Sandbäder, Bewegungsbäder, Dampfbäder usw., sowie für elektrische Schwitzbäder, elektrisches 4-Zellenbad ausgerüstet und verfügt auch über ein pneumatisches Kabinett, ein Inhalatorium, ein Zander-Institut.

Hinter Frauenklinik und medizinischer Klinik zurücktretend, liegt in deren ausgedehnten Gartenanlagen das pathologisch-anatomische Institut, das im Jahre 1891 aus den unzureichenden Räumen an der Bahnhofstraße in diesen Neubau übersiedelte.

Weiterhin folgt das schmutze hygienische Institut, verbunden mit dem bakteriologischen Untersuchungsamt, das im Jahre 1895/6 erbaut wurde und die Räume des alten Liebigischen Laboratoriums ersetzte.

Dem hygienischen Institut gegenüber, ursprünglich am südlichsten Ende der Stadt gelegen, jetzt aber schon von den ausgedehnten Neubauten der veterinär-medizinischen Institute erreicht, liegt die im Pavillonsystem in den Jahren 1893—1895 errichtete Klinik für nervöse und psychische Krankheiten, die durch den Mangel hoher Umfassungsmauern mit ihren 9 villenartigen Gebäuden und dem wohlgepflegten Garten einen sehr freundlichen Eindruck macht. Die Klinik ist mit

Laboratorien und diagnostischen Hilfsmitteln reichlich versehen und besitzt ausgedehnte Sammlungen. Als besonderer Vorzug ist es zu betrachten, daß die Anstalt, zwar außerhalb der Stadt gelegen, doch den übrigen klinischen Neubauten benachbart blieb, sodaß eine Ueberführung von Kranken in der einen oder anderen Richtung ohne alles Aufsehen erfolgen kann und auch die Benützung der Klinik als Unterrichtsanstalt für den Studierenden praktisch sehr erleichtert ist.

Dieses Prinzip der Zentralisation aller medizinischen Institute unter Erhaltung ihrer Selbstständigkeit, das für Kranke wie Ärzte selbstverständlich außerordentliche Vorteile bietet, ist auch bei den ausgedehnten Neubauten der jüngsten Zeit ausschlaggebend gewesen. Schon seit langem hatten die in der alten Kaserne in der Liebigstraße untergebrachten Kliniken — trotz des Auszuges der medizinischen Abteilung im Jahre 1890 — unter dem beständigen Platzmangel und den in vieler Beziehung unzulänglichen hygienischen Zuständen zu leiden. Die — hier wie überall — beständig wachsenden Anforderungen und die Erkenntnis, daß durch stellenweise Ausbesserungen auf die Dauer ein erträglicher Zustand nicht zu schaffen sei, führten zu der Errichtung der ausgedehnten, geschmackvollen Neubauten einer chirurgischen und einer Augenklinik am Abhang des Seltersberges, die in den näch-

und mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestattete Laboratorien und Unterrichtsräume enthält. Der Operationsaal ist durch einen Fahrstuhl für Krankenbetten mit den Stationen verbunden. Für infektiöse Augenkrankheiten und experimentelle Untersuchungen ist ein besonderer Bau eingerichtet, innerhalb dessen wiederum die Möglichkeit gegenseitiger Isolierung vorgesehen ist.

Eine ähnliche Anordnung in größerem Stil zeigen die Gebäude der chirurgischen Klinik, die über mehr als 200 Betten verfügt und 3 Operationsäle besitzt. Erwähnt sei, daß in den neuen Räumen auch Platz für ein orthopädisches Institut vorgesehen ist, das bisher nicht zur Verfügung stand.

Der ausgedehnte Komplex klinischer Neubauten, der heute das Südende unserer Stadt einnimmt, ist ein erfreuliches Zeichen einer schnellen und zielbewußten Entwicklung, die einem relativ kleinen Staat zu großer Ehre gereicht. Daß dabei noch Wünsche zu erfüllen bleiben, daß speziell die Ohrenklinik in dem unzureichenden Anbau der „alten Klinik“, und die Klinik für Hautkrankheiten im Kellergehoß der medizinischen Klinik keine bleibende Stätte haben dürfen, ist wohl allgemein anerkannt; und auch die theoretischen Institute, das anatomische, das physiologische und das pharma-



Hygienisches Institut mit bakteriologischem Untersuchungsamt.

sten beiden Monaten in Benutzung genommen werden sollen.

Die für 100 Betten eingerichtete Augenklinik besteht aus einem großen Hauptbau, der neben den großen, luftigen und hellen Krankensälen ausgedehnte Untersuchungszimmer

tologische, werden wohl früher oder später der Verbesserung bedürfen.

Dankbar aber muß anerkannt werden, wie viel Muster-giltiges schon heute erreicht ist.

Dr. W. Löhlein.



Studentenverbindungen in Gießen bis zu den Befreiungskriegen.

Genauere Nachrichten über das Gießener studentische Verbindungswesen aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind bisher nicht bekannt.

Ob die daraufhin zu untersuchenden Disziplinarakten der Universität solche liefern werden, steht dahin. Indessen können wir durch — in diesem Fall durchaus zulässige — Analogie und aus dem Wortlaut der Universitätsedikte mit ziemlicher Sicherheit auf das Bestehen von Landsmannschaften oder Nationalkonventen in dieser Zeit schließen, denn Gießen wird

sicherlich keine Ausnahme gebildet haben, wenn alle evangelischen Universitäten Sitze des Nationalismus waren.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. treten Nachrichten über das Gießener Verbindungswesen auf. So beweist ein Stammbuch aus der Mitte der 1760er Jahre die Existenz einer Landsmannschaft: der Mosellaner (Zeichen AE. S. N. C. = Aeterna sit nostra conjunctio), unter denen die Waldecker und (Nieder-) Hessen sich durch den Zusatz W. e. H. besonders bezeichneten. 1775 kam Laut hard nach

die Franken ihre Verbindung über diese Zeit hinübergerettet haben.

Von März 1800 an ist die Rhenania mit blau-weiß-rot durch die nächsten Jahre hindurch bezeugt, im September desselben Jahres auch die Lahnanian, welcher der spätere Philologieprofessor Welcker seit 1801 angehörte. 1801 bestanden nach dem Zeugnis des Welckerbiographen Ketule Rheinländer, Franken, Lahnländer. Letztere waren 12 bis 20 Mann stark und werden als sehr solide gerühmt. Im Februar und März 1801 finde ich in Stammbüchern häufig einen ausschließlich von Nassauern gebrauchten Zirkel mit N; es scheint also kurze Zeit auch eine nassauische Landsmannschaft bestanden zu haben; an mehreren Stellen ist dieses Zeichen später ausgestrichen und durch ein Rhenanenzeichen ersetzt; in Verbindung mit der Notiz: „am Tage unserer Vereinigung“ (29. April 1801) läßt dieser Umstand den Schluß zu, daß die Nassauer an dem genannten Tage sich mit den Rheinländern verschmolzen haben.

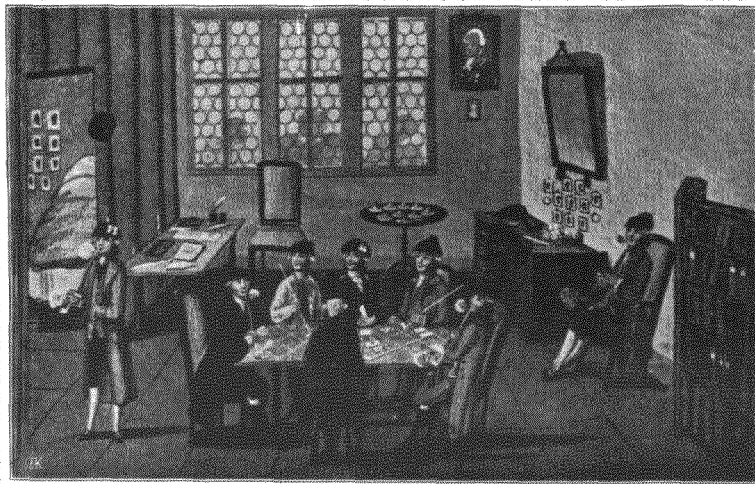
Die 3 genannten Landsmannschaften bestanden, soweit die spärlichen Nachrichten erkennen lassen, neben einander bis 1804. Im Sommer 1802 ging von der Gießener Rhenania die Stiftung der ältesten Heidelberger Rhenania aus. Spuren einer Guestephalia (Juli 1802, August 1806) kann ich im Augenblick nicht weiter verfolgen. Von 1805 bis 1808 finden sich nur noch Rheinländer und Franken. Eine sichere Nachricht gewährt der am 1. Juni 1806 in Kraft getretene „Gießener Burschen-Comment“, den ich im Jahrg. 3 der Akad. Monatshefte veröffentlicht habe. Dieser Kommentist aufgestellt und garantiert von den Senioren der Rheinländer und Franken. Er besagt ausdrücklich, daß außer diesen beiden und ohne deren Genehmigung keine neue Landsmannschaft auftreten dürfe.

Im Sommer 1807 bestanden auch nur Franken und Rhenanen, die am 2. August d. J. eine Abmachung mit

dem Marburger S. C. trafen, wonach sich beide Seniorenkonvente in bestimmten Fällen gegenseitigen Schutz versprachen. Von 1809 an sind auch Westfalen in Gießen nachweisbar, die mit den Marburger Westfalen in Kartell standen. Letztere protokollierten am 21. Januar 1811 im Konvent, daß die Gießener Westfalen mit den Franken in Streit geraten seien, weil die Franken einen Westfalen für „geschafft“ erklärt hätten, und die Marburger Landsleute um Hilfe bäten. Beschluß: Die Westfalen sollen mit den Rheinländern vereint alles aufbieten, um die Sache in Güte beizulegen; sollten sie dennoch unterliegen, so soll ihnen von Marburg aus nach Kräften Beistand geleistet werden. Im Mai 1811 war dieser Streitfall noch nicht beigelegt; eine aus diesem Monat stammende neue Niederschrift der Frankenkstitution (die aber von der früheren durchaus abweicht; sie ist in meinem Besitz) spricht nur von „der anderen Landsmannschaft“, wonach also nur die Franken und Rhenanen im S. C.-Verhältnis standen, die Westfalen aber im Verruf waren. Indessen muß in der nächsten Zeit die Differenz doch wieder beigelegt worden sein, da noch im Herbst 1814 die drei genannten Landsmannschaften als bestehend angegeben werden.

Nach den Befreiungskriegen sind die Rhenanen und

Westfalen verschwunden. Die Franken bestehen noch, machen aber bald der am 20. Juli oder 3. August 1815 gestifteten Hassia (schwarz-grün-rot) Platz, neben die am 12. August 1815 eine kurzlebige Nassovia tritt. Außer ihnen besteht noch ein „Orden“ Constantia mit schwarz-weiß-rot. Ein Studentenorden im alten Sinn war dies nicht; der obsoletere Name war ganz willkürlich auf eine Verbindung übertragen, die sich in nichts von den Landsmannschaften unterschied, mit ihnen im besten Einvernehmen lebte und den Kampf gegen die von 1816



Eine Studentenbude im 18. Jhrht. Nach einem Gießener Stammbuch von 1775.

an neu entstehende Burschenschaft aufnahm.

Dr. W. Fabricius-Marburg.



Das Semestergeschenk an die Pedelle.



Begründung alles Sollens und Seins aus letzten Grund-

fäßen.

ömertugend und attisches Salz wollte der Humanismus erneuern. Die römische und die platonische Republik sind die Vorbilder der gelehrten. Seit der Reformation bis auf Thomasius schrieb die deutsche Universität diesen Humanismus als ein Formalprinzip über ihre Pforte; daher die Feierlichkeit jeglicher Kundgebung akademischer Behörden, daher die

müssen. Das Hineinpassen ist das Geschäft der akademischen Eloquenz. Sie war darum so wichtig, weil sie fortwährend den humanistischen Anspruch auf die Wirklichkeit stilistisch bestätigen mußte.

Die Universität will ein untadeliges Christentum vertreten, auch da, wo der Ausgangspunkt nicht theologisch ist, in der Medizin oder im bürgerlichen Recht; die klassischen Autoren sollen mit den christlichen im letzten immer einig sein. Der Öffentlichkeit gegenüber ist der Streit der Fakultäten geschlichtet. Weiter: die vorgestellte humanistische Gemeinschaft hat ihr Widerspiel in dem Staate, dessen Herrscher der „nutritius clementissimus“, der Brotgeber der Universität ist, aber nicht der alleinige; denn der territoriale Absolutismus ist noch nicht durchgebildet: die mittel-

alterliche Art der Ernährung durch allerlei Gefälle und Almosen wirkt nach neben der aufkommenden modernen.

Schließlich — und das ist ja unser erster Eindruck, wenn wir den Pomp und Schwung der lateinischen Wendungen vernehmen: die vorgemalte griechisch-römische Herrlichkeit sticht oft gar grausam ab von der deutschen Notigkeit, die verhüllt werden soll. Wir lächeln darüber, aber wir wollen nicht spotten.

Die Aufforderungen des Rektors an die Studierenden zur Verabreichung eines Semestergeschenks an die Pedelle scheinen vorzüglich geeignet, das Wesen der akademischen Eloquenz anschaulich und durchsichtig zu machen. Die mir vorliegenden Einblattdrucke stammen aus den Jahren 1655 bis 1748; innerhalb nahezu eines Jahrhunderts hat sich der Charakter dieser Programme nicht verschoben, wir dürfen sie als Einheit kennzeichnen.

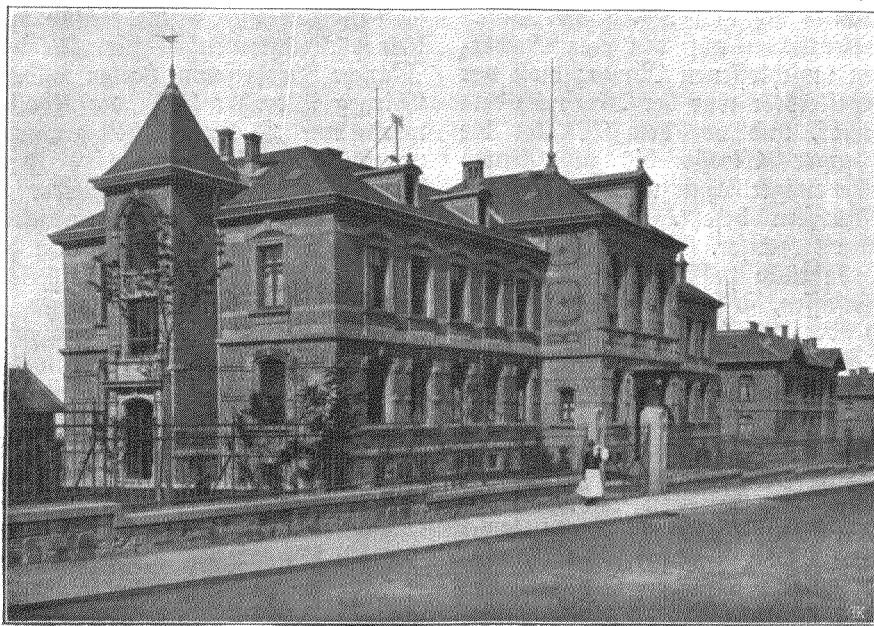
In den Statuten der Gießener Universität war unter tit. C I de officio Pedellorum das folgende bestimmt: „Praeter stipendium annuum et honorarium in Promotionibus Pedellis assignatum, concedatur iis potestas singulis semestribus a quolibet studioso seorsum et separatim honestum honorarium exigendi.“ Das ist die gesetzliche Grundlage. Die Pedelle sind befugt, in jedem Semester von jedem Studenten besonders eine Ehrengabe zu verlangen. Warum bedarf es nun des Aufwandes flehender Worte seitens des Rektors? Weil die Befugnis zu dieser Kollekte durch kein Zwangsmittel ergänzt wird. Fordern dürfen die Pedelle, aber wenn ein Student sich weigert zu geben, kann die Forderung nicht eingetrieben werden. Also setzt sich der Rektor mit seiner Färsprache für die Pedelle ein, er „intercediert“ für sie, wie es nach dem Ausdruck der römischen Rechtsprache heißt. Die intercessio ist hier privatrechtlich die Bürgschaft eines angesehenen Mannes für die Würdigkeit zweier armen Schlucker, sie hat aber noch einen staatsrechtlichen Oberton: die Pedelle verhalten sich zum Rektor, wie die Victoren zu ihrem Magistrat. Victor hieß bei den griechisch schreibenden Historikern *παῖδες*, das wird äußerlich relatinisiert, und die rhabduchi academici werden der respektvollen Beachtung der cives empfohlen; eine falsche Etymologie ist gefällig zur Hand; daß das mittellateinische bedellus eine germanische Wurzel hat (adh. ital. vgl. unser „Büttel“), war in Vergessenheit geraten; viel näher lag die Ableitung von pes für die vielherumgeschickten: der Rektor spricht von ihnen als „a pedum officio pedellis“, „qui vobis sunt a pedibus“ und zeigt sich nicht ungern so nebenhin als Kenner der römischen Privataltertümer. Genug, die offizielle Stellung der Supplikanten gewinnt durch einen Schimmer von der Antike her.

Die Semestergabe ist ein Gebot der Billigkeit, nicht des strikten Rechtes, „recepta consuetudine et indulgente lege“. Die Studenten sollen sich verhalten: aequitatis regulam omni in jure satis esse fundatam. Sobald aber die aequitas auftritt, erscheinen Argumente des Naturrechts, und damit wird die Grenze von der juristischen zur philosophischen Fakultät überschritten; die natürliche Moral muß

zu Hilfe kommen und da diese mit der geoffenbarten sich vertragen soll, gesellt sich schweesterlich dazu die Theologie. „Freigebigkeit und wahre Freiheit gehören zusammen; Geben ist seliger denn Nehmen; wollt ihr Christen euch von den Heiden beschämen lassen? Was kann schlimmer sein als ein undankbares Gemüt!“

Unter solchen Ermahnungen nun finden die Elegantien ihr Feld; den Gemeinplatz adelt die Latinität, es schmückt ihn das erlesene Zitat und die entlegene Anekdote. Seneca de beneficiis bringt guten Ertrag; die römischen Komiker steuern proverbia bei, der Geiz des Eucio aus des Plautus *Mulularia* erfreut sich an der bedürfnislosen Armut des Diogenes von Sinope; Catull erläutert, was Stobäus erzählt von den beiden Kästen des Simonides von Keos. Den arglosen Studenten vor dem schwarzen Brett überrascht der Scharfsinn des biblischen Eregeten und die Sicherheit des homiletischen Schlusses: „Ihr sollt nicht lässig werden im Wohltun“, so fasse ich mit Hugo Grotius und andern den Sinn des Wortes *ἐκχαστὴν* im Galaterbrief, handelt danach und gebt den Pedellen, wie sie danach handeln, unermüdlich bereit zu euerm Dienste.“ Der Orientalist berichtet

von der Klassifikation der Geber in den talmudischen „Sprüchen der Väter“. Geographische Pharmazie breitet gar wichtig sich hin: „Die Türken trinken pulverisiert und warmem Wasser zugefetzt das Kräutlein Caphe, die Inder kauen das Kräutlein Betel und werden stark davon an Leib und Seele. Wie bescheiden sind dagegen unsere Pedelle; sie heischen nur ein paar Spänchen aus dem goldführenden Flusse Pactolus zur Erhöhung ihrer Dienstfreudigkeit, in salarii tenuis accessionem, ut hinc et animi illis crescant, et pedes pro ministerio agilliores evadant.“



Klinik für nervöse und physische Krankheiten.

Jeder neue Programmatist sucht eine neue Anknüpfung; das sorglich Vorbedachte sollte wirken wie ein Einfall des Moments; der Humanist will eben da zu plaudern scheinen, wo er am gelehrtesten spricht. Es ist fast Koketterie, wenn die Anknüpfung ganz schlicht herauskommt, im Sommer die Freigebigkeit der Natur zur Nachahmung, im Winter ihre Kargheit zur Abwehr empfohlen wird. Das uns Entfernte liegt diesem Geiste am allernächsten; die Bittgänge der Pedelle werden mit den Reisen der griechischen Sophisten verglichen; die römische Wölfin der Initialvignette und das jaugende Zwillingsspaar leiten unvermittelt zum Thema: „ministri academici, dum spe lactati vivunt, misere hercle vivere coguntur.“ („Die Pedelle, von der Hoffnung allein gesäugt, führen ein Jammerleben.“)

So spielen Wis und Wissen, und da wirs betrachten, vergessen wir vor dem ästhetisch-literarischen Eindruck fast die Frage nach dem ökonomisch-sozialen Erfolg dieser Anschläge. Wir wollen ihr nicht nachgehen in der Stimmung der dritten Jahrhundertfeier. Ich fürchte, die guten Pedelle haben an gar mancher Türe vergeblich angeklopft (ostium unum in exhaustae crumenae solatium bis terve pulsarunt). Es kam vor, daß die Kollektanten gegen das ausdrückliche „seorsum et separatim“ des Statuts an die Convicte verwiesen wurden, ne plurimis immixta tenacitas patescat „damit die Knickerei des einzelnen unter der Menge ver-

schwinde.“ Die captationes benevolentiae klingen verdächtig: „Novimus etenim, alloqui nos non inconditam turbam, non homines immorigeros, sed generosioris pectoris et indolis Viros Juvenes, et qui ingenue nati severa lege hoc agunt, vel saltem agere debent ut in virtutum morumque cultu aequae, ac in Liberalibus artibus et studiis probe erudiantur.“ („Ich weiß ja, daß ich keinen regellosen Haufen, nicht zuchtlose Menschen vor mir habe. Ihr seid hochgestimmte, edel veranlagte junge Männer, die Pflege der Tugenden und guten Sitten liegt Euch so nah am Herzen wie das Studium der Wissen-

schaften — oder es sollte doch so sein.“ 1743.) Es war eine bedrängte Zeit zwischen dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege (calamitoso hoc tempore), die Armut und die Barbarei standen dicht am Tempel der Musen. Wir wollen es seinen Hütern nicht verargen, daß sie über ihre Umgebung hinwegsehen, daß sie im hohen Ton verharren, auch wenn die Höhe uns geschraubt anmutet. Das Barock hat unter wuchernden Formen doch die Wohltat der Renaissance gehütet; und die lateinische Rhetorik hat die Würde der akademischen Idee durch Tüchtigkeit der Verwilderung zu uns herübergerettet. R. U. Fritzsche.



Gießen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Von Dr. Christian Röse.



Das bebaute Gebiet der Stadt Gießen beschränkte sich in den siebziger Jahren im wesentlichen auf den vom Schoorgraben umschlossenen Raum; bloß vor dem Selterstor war der Weg nach dem Bahnhof, und vor dem Walltor die Marburger Straße bis zu Arnold Mueller einigermaßen zusammenhängend mit Häusern besetzt. Sonst standen

vor den Toren nur vereinzelt Häuser. Wenn damals ein „Schnurr“ (Pedell) die Lahnbrücke passierte, um auf dem Windhof eine Mensur abzufassen, so stieg auf dem Promenadehaufe (der Teutonen-) oder auf der Pulvermühle (der Starckenburgerkei) die Flagge in die Höhe. Und dies Manöver konnten damals die Wachtposten vor dem Windhof, weil an der Rodheimerstraße keine Häuser standen, so bequem sehen, daß der ehrfame Ruckelshausen oder Rißler, wenn er endlich am Ziele anlangte, sich natürlich um den erhofften Gewinn seines Ausfluges betrogen fand.

Die Straßen und Gassen im Innern der Stadt, ohne erhöhte Bürgersteige, aber mit übelduftenden Gassen („Flößern“), boten, wenn man den Marktplatz und den Brand ausnimmt, mit ihren schmuck- und stillosen Häusern durchaus keine architektonischen Merkwürdigkeiten. Auf den Straßen pickten noch Hühner, und die Schafe wurden blökend zur Weide getrieben. Also im wesentlichen noch eine ackerbautreibende Stadt, die sich nur durch den akademischen Einschlag von den oberheffischen Landstädten unterschied. Allerdings begann eben in den 70er Jahren langsam jener Umschwung, der durch die Entwicklung von Handel und Industrie den Charakter der Stadt so sehr verändern sollte.

Die eingeborene Bevölkerung war geradsinnig und treuherzig, feind aller Geziertheit und Phrase, mit einer gehörigen Dosis von derbem Mutterwitz, der sich auch in den zahlreichen Spitznamen offenbarte. Da gab es den eisernen Hoffmann und den seidenen Backenbart, die lateinisch Bombel und das Brommelosenest, den Schnutenblander und den Schlappschuch-Schmidt, den Kiegehibber, den Hullekapper, den Schläger, den Bolwer, den Trommelneppele, die blecherne R... nas, den Orpheus mit seinen Kindern: dem Arrus und dem Terrassenwalzer, den Cavaignac, den Cicero, dazu vom schönen Geschlecht die Spinatwachtel (spätere Stahlbrosel), den Wolkenbruch, das Bolwerhonn, die Schipperdam, die Sternschnuppe, das Gliederbobbche, das monter Hondsbang u. a.

Einfach und schlicht wie die Privathäuser waren auch die Universitätsgebäude. Es wäre aber falsch, wenn man aus ihrer Armseligkeit auf das Vorhandensein derselben Eigenschaft auch bei dem damaligen akademischen Lehrkörper schließen wollte. Im Gegenteil! Für eine kleine Universität

(damalige Durchschnittsfrequenz ca. 340) besaß die Universität sehr tüchtige Lehrkräfte; freilich diente sie — das Los aller kleinen Hochschulen — für viele nur als Durchgangsstation. Manche Professoren hatten allbekannte Spitznamen. Der Chirurg Wernher hieß „der Khalif von Bagdad“, Eckhard wurde nur „s Konrädche“ genannt, Seitz war „der Totenvogel“. Der Botaniker hieß „das Blumen-Hoffmännchen“, der Zoologe „Wurm-Schneider“, den Germanisten Karl Weigand hatte man „Valentin Idelfamer“ und einen Privatdozenten der juristischen Fakultät gar „das gefrorene Handtuch“ getauft. Der Universitätsrichter hieß „der Plattfopp“, und den ersten Universitätsdiener Zimmermann nannte man wegen der fabelhaften Geschwindigkeit, mit der der hagere Greis dahinschoß, den „Windhund“. Bei den überaus einfachen akademischen Feierlichkeiten, bei denen noch nicht die studentischen Korporationen im Wicks assistierten, glänzten zwei Professoren durch erhebliche Ordenspracht. Der eine, Robert von Schlagintweit, besaß 14 Dekorationen. Er war der zweitjüngste von fünf Brüdern, die sich alle durch Reisen und wissenschaftliche Forschungen einen Namen gemacht haben. Böse Zungen behaupteten, ohne rechten Grund, er habe bei den Reisen seiner Brüder eigentlich nichts getan, als das Fernrohr getragen. Der andere, Hugo von Ritgen, der Wiederhersteller der Wartburg, konnte mit seinen 6 Orden an diesen Rekord wohl kaum heranreichen, aber das kleinstaatliche Romthurkreuz, das sich darunter befand, verlieh der distinguierten Erscheinung des stets eleganten Mannes erst die letzte Weihe der Vornehmheit. Er war persona grata bei der Kaiserin Augusta und fehlte nie am Bahnhof, wenn sie durch Gießen fuhr. Einen größeren Gegensatz zu diesem Weltmann als den Orientalisten Vullers hätte man sich nicht denken können. Dieses urgelehrte Haus war weit unter Mittelgröße. Kopf und Rumpf eines normalen Menschen wurden von ganz kleinen Beinchen getragen, und da er stark kurzsichtig war, so entsprach sein ganzes Wesen dem Bilde des weltfremden Gelehrten aus den „Fliegenden Blättern“. Er wohnte weit draußen auf der Hardt (Tertors Terrasse) und kletterte in Sommersglut und Wintersturm herab, um uns Sanskrit zu lehren. Trotz seines kolossalen Wissens lernte man aber wenig bei ihm, und vor dem Examen mußte er sich wohl oder übel dazu verstehen, einige Stücke ad hoc einzupauken, aus denen dann geprüft wurde. Uebrigens war er ein herzensguter Mann, gerade wie sein Kollege, der Germanist Karl Weigand, der zu jeder Frage im Examen den Zusatz machte: „Wenn Sie's nicht wissen, schadet's nichts.“ Weigand wurde von seiner sparsamen Gattin angehalten, seine Examensträcke im gewöhnlichen Leben aufzutragen, und so konnte man den würdigen Gelehrten fast täglich den Weg zwischen seiner Wohnung bei Sipho Sahib auf der Südanlage und dem Kollegiengebäude in folgender Toilette zurücklegen sehen:

Frack und schwarze Weste, kein Hemdkragen, sondern Jabot mit Busennadel, fleischfarbige Beinkleider, auf dem Kopfe einen steifen runden Hut. Daß er zerstreut war, läßt sich denken. Eines Abends hat er es fertig gebracht, bei der Heimkehr vom Kolleg ein Nachbarhaus mit der Tippto Sahib'schen Hofreite zu verwechseln. Er entledigte sich in seiner vermeintlichen Studierstube seines Frackes und ward seines Irrtums erst gewahr, als sein Erscheinen in Hemdsärmeln im anstößenden Zimmer eine leicht erklärliche Sensation hervorrief. Sehr zerstreut war auch jener Professor der Mathematik, der, immer in mathematische Probleme versunken, auf seinen Spaziergängen von Zeit zu Zeit den Hausschlüssel hervorzog und damit an den Stämmen der Allee-bäume herumrechnete. Einst wandelte er, sein Baby an der Hand, in seinem Hausgarten an der Südanlage. Plötzlich fällt ihm die Lösung eines Problems ein, über das er schon lange gegrübelt hatte. Was tut er? Er nimmt seinen Sprößling unter den Arm, rennt spornstreichs in sein Studierzimmer, wirft das Kind in den Papierkorb, aus dem den schreienden Erdenbürger erst die Mutter befreien muß, und setzt sich an den Schreibtisch. Einen prächtigen, trockenen Humor besaß der „Blumen-Hoffmann“. Ohne besondere Markierung

durch die Stimme und ohne das Gesicht zu verziehen, ließ er seine kaustischen Bemerkungen und verblüffenden Paradoxa in seinen Vortrag einfließen; nur ein unmerkliches Aufleuchten der klugen Augen über der auf der Nasenspitze thronenden Brille verriet, daß der Schall sich der Wirkung seiner Worte wohl bewußt war. Kein Wunder, daß sein Collegium publicum über Darwin das Auditorium maximum bis auf den letzten Platz füllte. Seine Lebensweise war von spartanischer Einfachheit. Bevor er ins Kolleg ging, genehmigte er wohl bei Andres Weidig einen „Schnitt“; mit dieser Maßigung übertraf er sogar die berühmten „drei Verschwender“ aus dem Philisterium, die sich doch wenigstens je 1 ganzes Glas gönnten. Ein Spartaner war auch, oder, besser gesagt, spartanische Anforderungen an seine Hörer stellte „das Konrädche“ Eckhard. Der las nämlich morgens um sechs Uhr, und gar manchmal mag es vorgekommen sein, daß die Wege der angehenden Jünger Askulaps, die in der Morgendämmerung dem Anatomiegebäude zustrebten, sich kreuzten mit denjenigen anderer Kommilitonen, die von einer fideles Zecherei oder einem Tanzvergnügen heimkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Nebel's Jocofo-Seria.

Der philosophus per ignem.

Baumer war ein vortrefflicher Mineraloge und als solcher sehr geschätzt. Allein in der Chemie hing er am Alten und wollte von den Bereicherungen der Wissenschaft der neueren Zeit nichts wissen. Hier war ihm Cartheuser überlegen.

Bei einem Kandidatenexamen fragte Cartheuser über Gegenstände der Chemie und nannte dabei einen der neuesten Chemiker mit Beziehung auf seine Entdeckungen. Baumer raunte dabei seinem Nachbar eine spöttische Bemerkung ins Ohr. Nun nannte Cartheuser wiederholt den Namen Marcgraf. Baumer zuckte verächtlich die Achseln und sagte: Herr Marcgraf, Herr Marcgraf! Nun rief C. aus: „Herr Kollege, Herrn Marcgrafen verstehen Sie gar nicht zu beurteilen, Sie sind ein philosophus per ignem. Und wenn Sie mir noch einmal in mein Examen hineinreden (hier faßte er den Teller mit Backwerk) so schlage ich Ihnen den Teller an den Kopf.“ Mit völliger Ruhe sprach nun Baumer zu seinem Nachbarn: Das ist der Dank, daß ich ihn hierhergebracht habe.

Der Pfalzgraf.

Sezel hatte vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt die Komitive erhalten. Nicht leicht hatte Jemand mit der Pfalzgrafenwürde so viel Anflug getrieben. Er freierte kaiserliche Notarien, bis dies 1788 durch eine Verordnung untersagt wurde. Er ernannte Doktoren der Medizin und Philosophie. Die letzteren waren so zahlreich, daß die philosophische Fakultät in mehreren Jahren nicht eine Promotion hatte. Seine Diplome waren ganz den akademischen gleich eingerichtet und er ließ die Leute stillschweigend

glauben, daß sie doctores rite promoti seien. Er machte aber wohlfeile Preise, gewöhnlich von 2 Konventionstalern. Es trat der Fall ein, daß ein Schriftsteller, welcher ein solcher doctor bullatus war, in seiner Lebensbeschreibung sagte, er habe die Doktorwürde von der Universität erhalten. Dies machte Aufsehen, die Sache kam zur Untersuchung, und die Folge war eine im Druck erschienene Verordnung vom 10. Mai 1802, in der es heißt:

So haben wir, um dem Anwesen, welches solche Pfalzgrafen treiben, zu steuern, hiermit gnädigst zu verordnen uns bewogen gefunden...

...haben denselben die Ausübung solcher Rechte in unserem gesamten Fürstentum untersagt und alle von ihnen desfalls ausgeübt werdende und bereits ausgeübte anmaßliche Actus für null und nichtig erklärt.

Der Gänsediebstahl.

Der städtische Schullehrer Koch, ein Nachbar Thom's, berühmte sich, nachdem in der Winterszeit mehrere Gänsediebstähle vorgekommen waren, ihm könne niemand eine Gans stehlen, er habe sie in seiner Küche unter dem Schüsselbrett. Sogleich entwarf Thom einen Plan, zu welchem Chirurg Bergner und ich zugezogen wurden. Thom und ich begaben uns gegen Abend in Kochs Stube und machten durch lautes Gespräch anhaltenden Lärm. In dieser Zeit holte Bergner die Gans. Koch, mit den Verbündeten, wurde zum Abendessen eingeladen und fand bei seiner Rückkehr nach Hause eine andere fette Gans in seiner Küche. Ungeachtet dieser Satisfaktion mußte Thom doch viel leiden, da ihm seine Freunde vorwarfen, wenn selbst Professoren Gänse stahlen, wie könne man Studenten deshalb strafen!



Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Bock.

(Fortsetzung.)

Albertinens Augen füllten sich mit Tränen. All die Zeit her hatte sie sich in Hoffnungen berauscht, hatte den Geliebten schon im sicheren Amt, sich selbst bei ihm geborgen gesehen. Nun traf sie seine Herzensergießung wie ein Blitz

aus heiterem Himmel. Wohl hatte ihr Klinger seine Dramen vorgetragen, und sie war seine begeisterte Zuhörerin gewesen. Ihr verschlug es nichts, daß die Rezensenten die Stücke Aufwallungen jugendlicher Hitze, unzeitige Geburten eines

schwindelköpfigen Schriftstellers nannten. Sie umgab den Liebsten mit einem Glorienschein und wies ihm seinen Platz im Tempel des Ruhmes. Immerhin hatte sie sein literarisches Tun für nicht mehr als eine Liebhaberei gehalten, die sich mit seinem Studium vertrug. Jetzt gewahrte sie, daß ihn die Sehnsucht verzehrte, sich ganz dem Dienste der Muse zu weihen, daß er aus drückender Enge in die leuchtende Weite strebte. Ach! sie verstand ihn aus sich selbst heraus. Ihr, der Schwachen, Hilflosen waren die Schranken gezogen. Ihr guter Stern hatte sie in das Hoepfnersche Haus geführt. Hier hatte ihre empfindsame Seele Nahrung gefunden, hier hatte sie mit Wonneschauern die Zauberwelt der Liebe ergriffen. Noch ein paar Monate, und sie kehrte in die Heimat, ins Dunkel zurück. Auf ein Theaterstück wollte der Geliebte seine Zukunft stellen. Die Aspekten waren zweifelhaft. Je nun, wenn „die Zwillinge“ versagten, brachte er in genialischer Kraft ein neues Trauerspiel heraus. Vor wenigen Wochen war's, daß Müller, der Dichter des Siegwart, selbst ein Begnadeter, in Hoepfners Haus verkündet hatte: Klingers Genie wird die Welt in Erstaunen setzen, er wird neben Goethe und Lenz paradien. Wollte sie sich vermessen, sein kostbar Leben aufzuhalten? Mit nichts. Frei mußte er seinem Genius folgen. Er hatte ihr ewige Liebe geschworen. Aber war die auch stark genug, Raum und Zeit zu überdauern? Ihr Herz erzitterte in tiefem Weh. Noch war sein Plan ihr Geheimnis. Sie wolt' es im tiefsten Busen bewahren. Noch trank sie seinen Feuerblick, noch fühlte sie seinen heißen Kuß. Wie auch die Würfel fallen würden, sie hing an ihm mit tausend Ketten der wunderschönen reinsten Liebe. Und was so fest geschmiedet war, vermochte der Tod nicht zu zerreißen.

Bei sinkendem Tag traten sie den Heimweg an. Von Süden zog ein Wetter auf, das sich rasch über die Gegend verbreitete. Unter Blitz und Donner erreichten sie das Weichbild der Stadt. Gewaltig drängte Albertine ihre Empfindungen zurück. Klinger aber erging sich in phantastischen Reden und türmte den Ossa auf den Pelion.

Während der Sommermonate lastete eine schier tropische Hitze auf der Stadt Gießen und machte den Aufenthalt darin zur Qual. Aber früher als sonst stellte der Herbst sich ein und zwar mit empfindlicher Kühle. Der peinliche Gerichtsassessor, Herr Feuerstein, ging morgens, in seinen Wintermantel gehüllt, aufs Amt, und in seiner vielbesuchten Wirtschaft am Selzer Weg setzte der Stangenbäcker den Rachelsofen in Tätigkeit. Den gelehrten Herren Gahert, Böhm und Duvrier,

die sich eines Abends fröstelnd in der Wohnung ihres Kollegen Hoepfner zusammenfanden, war es eben recht, daß die Frau Professorin eine dampfende Punschbowle auf den Tisch stellte. Albertine von Grün als liebreizende Hebe füllte die Gläser, und der Hausherr trank seinen Gästen zu. Von Darmstadt war Hoepfner in einem zunächst sekretären Schreiben mitgeteilt worden, er werde eine Berufung an das Oberappellationsgericht erhalten. Die Aussicht, das Ratheder, das ihm verleidet war, mit dem erwünschten Amt in der Residenz zu vertauschen, hatte den Druck von seiner Seele genommen.

„Nun, Herr Kollega“, wandte er sich an Gahert, „was ist's mit dem Allerneuesten, das Sie in petto haben?“

Professor Gahert, ein kleiner, korpulenter Herr, rieb sich das glatt rasierte, glänzende Kinn und sprach:

„Unglaublich, aber wahr! Meine Eheliebste war gestern zur Kaffevisite bei der Regierungsrätin Hef. Die Madame Köster war auch da. Wo ist sie nicht? Und hielt ihrer Nachbarin, Demoiselle Appellius, vor, sie habe mit ihrem Mann im Konzert des Cellisten Facius höchst unanständig badiniert. Die Appellius springt wie von der Tarantel gestochen auf, faßt die Kösterin und zauft sie, daß ihr Hören und Sehen vergeht. Den Tumult können Sie sich denken. Die Regierungsrätin Hef fiel in Ohnmacht. Zum Glück war der Kollega Baumer im Haus. Die Sache scheint schnell ruckbar geworden zu sein, denn es heißt, die Studiosi wollen der Appellius heute eine Nachtmusik bringen und wollen ihr mit Pauken und Trompeten ihre Hochachtung bezeugen.“

„Widerwärtig, höchst widerwärtig!“ rief Frau Marianne. „Übrigens macht sich die Kösterin mit ihrer Eifersucht lächerlich. Ihr Mann dauert mich.“

„Ich weiß nicht, liebwerteste Frau Professorin“, sagte Herr Duvrier, „ob er Ihr Mitleid verdient. Daß er mit jungen Frauenzimmern liebäugelt, ja sie küßt, dessen bin ich klassischer Zeuge.“

„Liebäugeln und Küssen, wer tut denn das nicht?“ scherzte der alte Herr Böhm und hob gegen Albertine das Glas.

„Der Vorfall ist beklagenswert“, gab Herr Duvrier mit einem strafenden Blick auf den Kollegen Böhm seine Meinung kund. „Also beklagenswerter, als, abgesehen von einigen rüddigen Schafen, in unserem Gießen bei einem freien, munteren Umgang wahre Sittsamkeit herrscht.“

„Herr Kollega“, rief Hoepfner belustigt, „das glauben Sie doch selber nicht.“

Herr Gahert aber konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Die ärgste Blindheit ist: nicht sehen wollen.“

(Schluß folgt.)



Beim Konrädche.

Zu Anfang der siebziger Jahre gab der alte Eckhard einer kleinen Anzahl Studierender physiologische Übungsstunde. Der in seinen Kollegen anscheinend so trockene, unnahbare Gelehrte war hier von gewinnender Liebenswürdigkeit und wurde nie müde, jedem einzelnen die schwierigen Experimente vorzumachen und zu erklären. Einst hatten wir die chemische Untersuchung des Speichels auszuführen. Zu dessen Gewinnung mußte ein feines Röhrchen in die Innenseite des Backens eingeführt werden. Mein Freund Hanau, ein Deutsch-Afrikaner, war bereit, das Experiment an sich machen zu lassen. Ich führte das Röhrchen ein und schmierte ihm ordentlich Senf auf die Zunge, wonach die Absonderung der gewünschten Flüssigkeit lustig von statten ging. Hanau deutete durch Gebärden an, daß das Quantum Senf viel zu reichlich ausgefallen sei, es trat sogar Tränenabsonderung auf. Der junge Mann bot in seiner Notlage einen grotesken Anblick. Allein der den Experimentatoren anhaftende Mangel an Mitleid veranlaßte mich, immer aufs Neue den Senflöffel zu schwingen, ungerührt von seinen pantomimischen Klagen.

Da trat Eckhard hinzu und sagte: „Klein, schließen sie ihre Vivisektion jetzt ab, man soll auch mit seinem Versuchstierchen Mitleid haben.“

* * *

Eckhard stammte nicht, wie S. 11 zu lesen, aus Homberg a. d. Ohm, sondern aus Homberg a. d. Elze. Seine Heimatstadt ernannte ihn zum Ehrenbürger.

Vom alten Khalif.

Und so tauchst du wieder auf in meiner Erinnerung, du dicker, knorriger, alter Khalif, Mann mit dem unverwundlichen Humor, grad- aus und unbekümmert, ob du wohl hier und da anstößt. Keiner konnte wie du das unerschöpfliche Wissen in kurzen packenden Vorträgen verdichten und uns Lernbegierigen tiefste Lebenserfahrung in witziger Weise einprägen. Allerdings waren die Apercus bestimmt für die neunmal gegerbten medizinischen Ohren; aber auch derbe Anekdoten hatten einen tiefen Sinn und bargen in ihrem Kern reine Lebensweisheit. Wie der Alte aber auch leichte, langweiligere Fälle zu beleben wußte, erfuhren wir in einer der ersten Klinikstunden des Wintersemesters.

Es wurde über Simulation gelesen. Liegt da einer im Bett. Ein Maurer, der wahrscheinlich wegen Aufhörens der Sommerbauperiode sich ein wenig in der Klinik ausruhen wollte. Hier, meine Herren, dozierte der Khalif, „haben Sie einen interessanten Fall von Simulatio.“ Zu dem Kranken: „Sie heißen Loh, 45 Jahre alt, von Großen-Linden, sind Maurer und klagen im Knie? — Sie sehen an dem Mann zunächst die große, rötliche Nase. Sie stammt von der scharfen Luft, die in Großen-Linden in der Nähe der Goff'schen Liqueurfabrik weht. Dann klagt der Mann im rechten Knie. Das Knie ist wie das andere leicht beweglich, nicht geschwollen, nicht heiß. Fieber fehlt. Wenn sie den Mann examinieren, über was er sich beschwert, so hören Sie etwa: Neigung zum Schlaf, Ekel vor der Arbeit, Juckes am Rücken und viel, viel Dorsch — Wie — Wie?“

Hans Ferdinand Klein.